



Leseprobe

Chris Landow

Parceval - Zwischen den Fronten

Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 14. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Auf der Suche nach seiner Schwester ist Ralf Parceval jedes Mittel recht ... selbst wenn er dafür einem gefährlichen Terroristen zur Flucht verhelfen muss!

Ralf Parceval hat fünfzehn Menschenleben auf dem Gewissen. Nach deutscher Rechtsauffassung ist er ein Mörder. Nach seiner eigenen Rechtsauffassung ist er ein Versager. Denn er hat die falschen Männer erwischt.

Ein halbes Jahr nach seinem Gefängnisausbruch ist der Ex-Bundespolicist noch immer auf freiem Fuß. Doch sein Fahndungsplakat hängt in allen Polizeidienststellen. Als er erfährt, dass seine Schwester Birgit und deren Tochter, die in Afghanistan verschleppt wurden, mittlerweile in den Händen des IS sind, lässt er sich auf einen lebensgefährlichen Deal ein: Er soll den deutschen Terroristen und IS-Kommandeur Nils Walau aus dem Hochsicherheitsgefängnis in Leipzig befreien, in das er ihn selbst gebracht hat. Gelingt es ihm, kommen seine Schwester und seine Nichte frei. Versagt er, sterben sie ...

Alle Bände der Reihe:

- PARCEVAL – Seine Jagd beginnt
- PARCEVAL – Auf der Flucht
- PARCEVAL – Spiel mit dem Feuer
- PARCEVAL – Zwischen den Fronten

Alle Bände sind eigenständige Fälle und können unabhängig voneinander gelesen werden.

Autor

Chris Landow

CHRIS LANDOW
PARCEVAL
Zwischen den Fronten

CHRIS LANDOW

PARCEVAL

Zwischen den Fronten

Thriller

blanvalet

Für Christine, weil du für mich jeder
einzelne Stern am Himmel bist.
Für immer und alle Zeit.

1

Die Dealer hatten ein intelligentes Verkaufssystem entwickelt. Wenn man es von ihrem Intelligenzniveau aus betrachtete. Von Parcevals Niveau aus war es nur einen Schritt weit von totaler Amateurhaftigkeit entfernt. Nicht, dass Parceval sich darüber beklagt hätte. Es machte es ihm leichter, die Dealer auszurauben. Allerhöchstens fühlte er eine leichte Empörung, dass derartige Geistesakrobaten mit ihrem Tun auch noch Geld verdienten.

Der Umschlagplatz war eine weitläufige Straße mit ausreichend Parkplätzen, Grünstreifen und Alleebäumen, die sich in ein lichtiges Labyrinth aus modernisierten Plattenbauten hineinfraß. Das Straßenschild wies sie als Ringstraße aus, aber das war sie nicht, wie Parceval bei der Ortserkundung festgestellt hatte. Erst ihre Anbindung mit einer Umgehungsstraße, die im Nordosten am Viertel vorbeiführte, schloss den Halbkreis zu einem echten Ring.

Wenn man der Umgehungsstraße den Rücken kehrte und nach Südwesten schaute, konnte man die Lichter der Rostocker Innenstadt bei Nacht erkennen.

Das Viertel lag höher als der Rest der Stadt und bot einen guten Blick über den Hafen und das Zentrum. Zu DDR-Zeiten war das vermutlich der Grund gewesen, die Siedlung aus dem Boden zu stampfen und mit den damals als modern und luxuriös empfundenen Plattenbauten zu verschandeln. Dierkow musste ein gehobenes Wohnviertel gewesen sein. Lange her. Es sah zwar so aus, als hätte das Image des Viertels die Talsohle durchschritten und die Bemühungen von Stadtverwaltung und Quartiermanagement, die soziale Situation zu heben, einigen Erfolg. Aber Zonen wie die, in der sich die scheinschlauen Dealer eingerichtet hatten, gab es noch immer.

Parceval waren die Verhältnisse in der Hansestadt nicht unbekannt. Seit einem Vierteljahr war er immer wieder hier gewesen und hatte vom Hafen aus die Stadt erkundet. In der Regel nachts, wenn die braven Bürger schliefen und die weniger braven Bürger aus der Deckung hervorkamen. Er hatte keine Zeitungslektüre oder Sozialvorträge gebraucht, um zu verstehen, wie Rostock tickte. Er hatte offene Augen und Ohren und genug Erfahrung als ehemaliger Bundespolizist. Und die Dunkelheit der Nacht konnte aufschlussreicher sein als jede mittägliche Helligkeit, wenn man wusste, wo und wie man hinschauen musste.

Die Plattenbausiedlung bestand aus langen und noch längeren Häuserzeilen. Fünfstöckige Bauten ohne jede architektonische Finesse, aneinandergeliebte Schuhschachteln mit Flachdächern und farb-

lich abgesetzten Fassaden, die am Tag nicht fröhlicher wirkten als bei Nacht. Sie umfassten – zusammen mit den Nachbarzeilen oder aufgrund ihrer eigenen Bauweise – großflächige, begrünte Innenhöfe. Aus der Luft hätten die meisten Bauten vermutlich wie die ersten Versuche eines Abc-Schützens ausgesehen, Buchstaben und Satzzeichen zu schreiben – hier ein langgestrecktes S, dort ein gestauchtes G, da ein kantiges Fragezeichen.

Die Dealer benutzten zwei Wohnungen in einem der G-förmigen Gebäudekomplexe. Beide lagen im Erdgeschoss, was für die Arbeitsweise der Dealer eine Notwendigkeit darstellte. Eine Wohnung lag direkt an der Ringstraße, die andere auf der gegenüberliegenden Seite des Innenhofs an einem Netz aus Seitenstraßen, Spazierwegen und Verbindungspfaden.

Wer bei den Dealern kaufen wollte, sprach zunächst eine Gruppe aus jungen Männern an, die auf dem Grünstreifen vor der ringstraßenseitigen Wohnung herumlungerten. Er gab eine Order auf – Ecstasy, Amphetamine, Kokain, Gras oder was auch immer. Wenn er das Vertrauen der jungen Männer erlangt hatte, erhielt er zur Antwort, was gerade im Angebot war und zu welchen Preisen. Geld wechselte den Besitzer und wurde von einem der jungen Männer in die zweite Wohnung gebracht – durch einen Durchgang hindurch und über den Innenhof, während seine Kumpane den prospektiven Kunden wie freundschaftlich in ihre Mitte nahmen. In der zweiten Wohnung überprüfte ein Spezialist das Bargeld

und erteilte sein Okay. Der Bote kam zurück, und sofern der Kunde koscher war, brachte ihn ein anderer junger Mann in die erste Wohnung, wo die Ware übergeben wurde. Der Kunde setzte sich dann durch den Hinterausgang des Gebäudes zum Innenhof hin ab und verschwand.

Auf diese Weise war wenigstens das durch den Verkauf eingenommene Geld sicher, selbst wenn die Polizei die Wohnung stürmte, in der die Drogen vorgehalten wurden. Die eigentlichen Drogenumschlagplätze fielen irgendwann immer auf, entweder einem aufmerksamen Nachbarn oder den Recherchen der Fahnder. Der Verlust der Ware und des dortigen Verkaufspersonals war für die eigentlichen Dealer verschmerzbar, da sich meist nur geringe Drogenmengen in der Wohnung befanden und das verhaftete Fußvolk leicht ersetzt werden konnte. Das Führungspersonal hielt sich in der Wohnung mit dem Geld auf und zählte nach jedem Verkauf begeistert aufs Neue die Scheine. Wenn die Drogenfahnder tatsächlich die »Verkaufswohnung« hochnahmen, blieb den Bossen genügend Zeit, sich aus der separaten »Bankwohnung« abzusetzen.

Parceval ging davon aus, dass das Führungspersonal aus nicht mehr als zwei Leuten bestand. Das Unternehmen, das er hier vor sich hatte, warf mit Sicherheit nicht genug ab, um mehr Kapos zu finanzieren. Dealer führten einen aufwendigen Lebensstil, und die Anzahl der Chefs richtete sich nach der Höhe des Umsatzes ihres »Betriebs«.

Beide Kapos würden in der Wohnung mit der Kasse sein. Zwei gegen einen. Wahrscheinlich befand sich noch ein Bodyguard bei ihnen. Drei gegen einen. Mehr Gegner erwartete Parceval nicht. Die Wohnung mit der Kasse durfte unter keinen Umständen auffallen, auch gegenüber den restlichen Hausbewohnern. Eine Anhäufung nicht unbedingt vertrauenerweckend aussehender junger Männer Nacht für Nacht in einer Wohnung war aber das Gegenteil von unauffällig.

Drei gegen einen. Drei Männer, die sich in der falschen Sicherheit von Schmalspurverbrechern wiegten, deren Geschäft nicht groß genug war, um die Feindschaft mächtigerer Gruppierungen herauszufordern, und die wussten, dass die Drogenfahnder immer zuerst »Halt, stehen bleiben, Polizei!« riefen, bevor sie Gewalt anwendeten. Drei Dealer, die zögern würden, zu ihren Schusswaffen zu greifen, weil Schüsse in einer Plattenbauwohnung erst recht das Gegenteil von unauffällig waren.

Drei Gegner, die von Anfang an keine Chance hatten.

Parceval wartete im Innenhof des G-förmigen Gebäudes, bis ein Geldbote des Wegs kam. Verstecke, um sich auf die Lauer zu legen, gab es reichlich: Bäume, Büsche, zwei Tonnenhäuschen. Eine leichte Frühlingsbrise ließ das Gebüsch rascheln, sodass man sich nicht einmal besonders stillhalten musste. Der gesamte Gebäudekomplex war dunkel und still. Es war kurz nach Mitternacht. Nur wenige Fenster

waren noch erleuchtet, hinter den meisten davon flackerte das blaue Licht eines Fernsehers.

Parceval huschte dem Boten hinterher, als dieser durch die Hintertür des Blocks war, in dem sich die Kassenwohnung befand. Er riss die Hintertür auf, lief die paar Treppenstufen zum Erdgeschoss hinauf und erreichte den Boten, als ihm gerade die Kassenwohnung von innen geöffnet wurde. Er packte den Boten im Genick, griff nach seinem rechten Handgelenk, drehte ihm den Arm auf den Rücken und schob ihn vor sich her in die Wohnung und direkt in den Bodyguard hinein, der die Tür geöffnet hatte.

Alles, was es jetzt brauchte, waren Tempo und äußerste Rücksichtslosigkeit. Der Bote war bereits hilflos. Er musste ihm nur noch mit einem Ruck das Schultergelenk ausrenken und ihn gleichzeitig mit dem Kopf voran mit voller Wucht gegen einen Türrahmen stoßen. Der Bote prallte zurück und war schon besinnungslos, als Parceval ihn losließ und zu Boden gleiten ließ. Der Bodyguard war aus dem Gleichgewicht geraten und sah sich am Vorderteil seines Hoodies gepackt, noch während er mit den Armen ruderte. Parceval zog ihn zu sich heran und gab ihm einen Kopfstoß, genau bemessen, genau auf die Nasenwurzel, zwei Bewegungen aufeinander zu, die sich im Aufprall des dicksten Knochens im menschlichen Körper auf einen der dünnsten entluden. Der Bodyguard faltete sich genauso wie der Geldbote zusammen und war aus dem Rennen, noch bevor Parceval seinen Hoodie wieder losließ. Er streckte

sich im Flur aus, der Hoodie rutschte nach oben und enthüllte eine Pistole in seinem Hosenbund. Parceval zog sie heraus. Eine Tokarew TT-33, mattsilbern, kantig, schmal, schwarze Plastikschalen am Griff mit eingraviertem Sowjetstern. Eine Antiquität, die schon überaltert gewesen war, als die Nationale Volksarmee nach der Wiedervereinigung aufgelöst wurde und ihre Waffenbestände im Wert von Hunderttausenden von D-Mark durch die Hintertür verschwanden. Die Waffe sprach Bände, welche Stellung die Dealer hier auf dem Drogenmarkt innehatten: Schmalspurverbrecher war vermutlich noch geschmeichelt. Parceval spannte die Tokarew und spürte den Widerstand einer schlecht gewarteten und gereinigten Mechanik. Die Tokarew war umständlich zu zerlegen, die Feder neigte dazu, einem ins Gesicht zu springen und sich gegen das Wiedereinsetzen zu sträuben, und man musste mehrere bewegliche Teile exakt übereinander halten, um die Waffe wieder zusammenzusetzen. Parceval hasste es, mit einer schlecht gewarteten Waffe zu hantieren. Man wusste nie, ob man sich im Ernstfall darauf verlassen konnte. Aber er würde hier ohnehin nicht schießen; er musste die Dealer nur davon überzeugen, dass er nicht davor zurückschrecken würde.

Der Flur war nicht möbliert. Parceval ging davon aus, dass das für alle anderen Räumlichkeiten ebenfalls galt. Die Dealer würden nur für nötigste Ausstattung gesorgt haben, in dem Zimmer, in dem sie über die Kasse wachten. Wahrscheinlich das Schlafzim-

mer, der von außen am wenigsten einsehbare Raum außer der Toilette.

Einer der Dealer tat ihm den Gefallen, die Zimmertür zu öffnen und herauszuschauen, noch bevor Parceval sich fragen konnte, welcher Raum das Schlafzimmer war. Er rannte mit vorgestreckter Waffe auf ihn zu und brüllte aus vollem Hals »POLIZEI-POLIZEIHÄNDEHOCHHOCHPOLIZEIPOLIZEI!«. Die plötzliche Lautstärke in der eben noch komplett stillen Wohnung wirkte auf den Dealer genauso, als hätte Parceval in die Luft gefeuert. Die tief verwurzelte Gewissheit, dass jedes zu laute Geräusch verboten war, um keine Aufmerksamkeit im restlichen Haus zu erregen, ließ den Dealer noch mehr zusammenzucken. Automatisch riss er die Hände nach oben. Parceval trieb ihn vor sich her, zurück in das Zimmer, packte ihn mit der freien Hand an der Schulter, drehte ihn herum, trat ihm in die Kniekehle, drückte ihn nach unten, als er zusammenknickte, schlang ihm den Arm um die Kehle, presste ihn an sich und zielte mit der Pistole auf seinen Komplizen.

Zeit vom Betreten der Wohnung bis hierher: zehn Sekunden.

Parceval atmete tief ein.

Der Komplize starrte in die Mündung der Waffe, Augen und Mund vor Schreck weit aufgerissen. Parceval starrte zurück. Die Schmalspurganoven hatten es doch noch geschafft, Parceval zu überraschen. Der Komplize war eine Komplizin.

Parceval atmete aus. Der Lauf der Tokarew blieb

unverwandt auf die Frau gerichtet. Sie saß auf einem Campingstuhl an einem Campingtisch, auf dem Geld in säuberlich geordneten Einheiten lag: Fünfer, Zehner, Zwanziger, Fünfziger. Die Scheine waren gebraucht, sodass die Stapel nicht ganz ordentlich aufgetürmt waren.

»Sprechen Sie deutsch?«, fragte Parceval.

Die Frau schluckte und nickte. Sie ließ die Waffe nicht aus den Augen.

»7,63 Millimeter«, sagte Parceval. »Geht auf diese Entfernung glatt durch Sie durch und macht ein hübsches Loch in die Wand dahinter.«

Der Mann in Parcevals Griff wand sich und bockte, aber Parceval hielt ihn fest. Er verstärkte seinen Griff. Der Mann hörte auf, sich zu wehren, und begann stattdessen, nach Luft zu ringen.

»Bitte nicht schießen«, flüsterte die Frau.

»Wie viel liegt da auf dem Tisch?«

»Weiß ich nicht...«

»Schwachsinn«, sagte Parceval und drückte den Abzug der Tokarew leicht durch. Er hoffte, dass ihr Besitzer nicht irgendwelche idiotischen Feilarbeiten am Abzug vorgenommen hatte, sodass sie sofort losging. Aber das Abzugsgewicht leistete den erwarteten Widerstand. Zwei Kilogramm oder mehr. Eine Art Sicherung der letzten Art für eine Waffe, die von Fabrik aus keine manuelle Sicherung eingebaut hatte.

»Dreitausendeinhundertzwanzig Euro«, stieß die Frau hervor.

»Und das ist noch nicht alles«, sagte Parceval fröh-

lich. »Der Jüngling dort draußen kam mit Nachschub an. Aber das lasse ich euch. Den Rest packen Sie bitte zusammen und machen ein schönes dickes Bündel daraus. Mit Gummi drum rum. Ein bisschen Stil muss sein.«

»Sie kriegen das Geld. Aber bitte nicht schießen.«

Parceval änderte die Position, weil er langsam das Gewicht der Waffe am ausgestreckten Arm fühlte. Er winkelte den Arm ab und drückte die Mündung an die Schläfe des Mannes, den er festhielt. Er fühlte seinen Adamsapfel krampfhaft tanzen.

Die Frau raffte die Geldbündel zu einem zusammen, rollte es so gut es ging ein und ließ ein Gummi band darum herum schnappen. Das Band machte einen kompakten, dicken Block aus dem Geld.

»Bringen Sie es mir rüber und stecken Sie es mir in die Jackentasche.«

»Wer hat Sie geschickt?«, fragte die Frau. »Kommen Sie aus Toitenwinkel? Wir wollten uns doch nicht in die Quere kommen.«

»Nicht fragen, sondern antworten. Wo ist Ihr Auto?«

»Wir haben keins. Lassen Sie meinen Mann los.«
Die Frau schluckte. »Bitte.«

Parceval hielt seinen Gefangenen weiterhin fest. Aus dem Augenwinkel sah er, wie rot dessen Gesicht geworden war. Er lockerte seinen Griff um eine Nuance und hörte, wie der Mann angestrengt nach Luft schnappte.

»Sie wohnen nicht hier? Wie sind Sie hierhergekommen?«

»Mit Finn.«

»Ihr Bodyguard?«

»Ja.«

»Was ist mit Ihren anderen Leuten? Denen in der anderen Wohnung vorne?«

»Die sind von hier. Und die werden jeden Moment hier auftauchen, weil Felix noch nicht wieder zurückgekommen ist.«

»Der Geldbote? Dann machen Sie mal ein bisschen schneller. Ich kann Sie auch beide erschießen und mir die Antworten auf meine Fragen selbst zusammenreimen. Sind das da Finns Autoschlüssel?« Parceval wies mit dem Kinn auf einen Schlüsselbund mit einem roten Stofffähnchen am Ring. Auf dem Fähnchen war etwas eingestickt: *Remove before flight*.

»Ja.«

»Welches Fabrikat?«

»Toyota Celica. Das letzte Modell. Der 2005er.«

»Farbe?«

»Schwarz.«

»Die Frage hätte ich mir sparen können«, sagte Parceval. »Wo steht er?«

»Auf dem Parkplatz gleich vor der Haustür.«

Parceval ließ den Mann los und gab ihm einen Tritt, um Abstand zwischen ihm und sich zu bringen. Der Mann fiel unter den Campingtisch und holte raselnd Atem. Parceval wandte sich an die Frau.

»Geben Sie mir den Autoschlüssel. Dann kommen Sie mit mir nach draußen.«

»Sie bleibt hier«, brachte der Mann hervor.

»Wie Sie wollen«, sagte Parceval. »Dann muss ich sie beide allerdings erschießen, um meinen Rückzug zu sichern.« Er zielte auf den Mann, der die Hände vors Gesicht hob und sich zusammenkrümmte.

»Ich komme mit«, sagte die Frau hastig.

Sie führte ihn an den beiden besinnungslosen jungen Männern im Flur vorbei, ins Treppenhaus und zur Haustür hinaus. Parceval hielt die Tokarew eng gegen den Körper gepresst und zielte die ganze Zeit auf seine Gefangene. Sie brachte ihn bis zu dem schwarzen Celica. Er hatte einen Heckspoiler, der so groß war, dass er an dem kompakten Sportwagen aussah wie das Höhenruder eines Flugzeugs. Parceval verdrehte die Augen. Das Auto war so auffällig wie ein Formel-1-Fahrzeug auf dem Aldi-Parkplatz. Bei der nächsten Gelegenheit würde er anhalten und den Spoiler abreißen.

»Treten Sie zurück«, sagte er zu der Frau.

Er öffnete die Tür und setzte sich auf den Fahrersitz. Mit der linken Hand hielt er die Waffe auf die Frau gerichtet, mit der rechten legte er den Gang in den Leerlauf und steckte den Schlüssel ins Zündschloss. Der Motor sprang an und blubberte dann mit einem sonoren Geräusch vor sich hin, das einem doppelt so großen Wagen alle Ehre gemacht hätte. Finn musste alle möglichen Veränderungen am Auspuff vorgenommen haben.

Parceval fummelte das Geldpäckchen aus der Tasche. Ohne hinzusehen, zog er ein dünnes Bündel Scheine unter dem Gummiband heraus und warf sie

aus dem Auto. Dann feuerte er das ganze Magazin der Tokarew senkrecht in die Luft, acht Schuss, schnell hintereinander. Die ausgestoßenen Patronenhülsen tanzten auf dem Boden und über die Motorhaube. In der Stille der Siedlung musste das Knallen Tote wecken – und innerhalb von drei Minuten für mindestens zwanzig Notrufe bei der Polizei sorgen. Wenn die Dealer schlau genug waren, setzten sie sich vorher ab, aber ihr Business hier war für immer erledigt. Parceval schlug die Tür zu, warf die Tokarew auf den Beifahrersitz, legte den Gang ein und fuhr mit kreisenden Pneu los. Im Rückspiegel sah er die Frau, wie sie den in allen Richtungen davonwirbelnden Geldscheinen hinterherjagte, während überall rundherum in den Wohnungen die Lichter angingen.

2

Knapp drei Monate zuvor war Parceval in der Hamburger Nacht untergetaucht. Er hatte das Versprechen eines Mannes namens Ustad Lahauri in der Tasche, in seinem Heimatland Afghanistan alle Fäden zu ziehen, um Genaueres über den Verbleib von Parcevals Schwester Birgit und seiner Nichte Miray herauszufinden. Ustad war der Chef der Leibwache von Gouverneur Majib, dem Regierungschef der Provinz Badakhshan – einer der wenigen Politiker aus der früheren afghanischen Regierung, den die Taliban nach ihrer Machtergreifung nicht ausgetauscht hatten. Es sprach für die Flexibilität von Majibs Überzeugungen und für seine Fähigkeit, die Balance zwischen vorgeblicher Frömmigkeit und verdeckter Korruption zu halten. In den Augen der Taliban hatte für Majib vermutlich auch der Umstand gesprochen, dass es ihm bisher gelungen war, die mit Macht in seine Provinz einsickernden IS-Kommandos in Schach zu halten. Der Islamische Staat, überall sonst auf der Welt aus seinen Stellungen vertrieben, versuchte seit Jahren in Afghanistan heimisch

zu werden. Gouverneur Majib hatte ausreichend Widerstand geleistet, sodass der IS lediglich den östlichen Teil seiner Provinz beherrschte – einen jener Korridore, über den die IS-Kämpfer aus Pakistan ins Land einfielen.

Die Ereignisse in Hamburg hatten dazu geführt, dass die Polizei nun ein aktuelles Foto von Parceval besaß, das alle Fahndungsplakate zierte. Zuvor hatten die Behörden mit einer uralten Aufnahme arbeiten müssen, was dazu geführt hatte, dass Parceval nach seiner Flucht aus dem Gefängnis bei entsprechender Vorsicht vor Entdeckung halbwegs sicher gewesen war. Das war nun nicht mehr der Fall. Daher hatte Parceval Deutschland kurzerhand verlassen.

Genauer gesagt hatte er das deutsche Festland verlassen. Mithilfe Ksenia Orians und ihrer Hackerkünste hatte er sich nach Travemünde durchgeschlagen und dort im Hafen ein ehemaliges Fischerboot bezogen. Sein früherer Besitzer hatte versucht, es in ein seetaugliches Hausboot umzubauen, und war auf halbem Weg gescheitert. Bei einer Zwangsversteigerung hatte es keinen Käufer gefunden – aber Ksenia hatte es ausfindig gemacht und ihn zu dem abseits gelegenen Liegeplatz geführt, wo das Boot vor sich hin gerostet hatte. Es war Parcevals Dach überm Kopf geworden, und die deutsche Ostseeküste zwischen Travemünde und Heringsdorf sein Zuhause. Er hatte noch nie ein Boot besessen und nie den Ehrgeiz zum Freizeitmatrosen gespürt, aber das Gefährt war nicht

schwer zu manövrieren und die Küste in dieser Zeit kaum von anderen Wasserfahrzeugen besucht. Die Fischer arbeiteten weiter von der Küste entfernt, die Urlauber warteten auf die Sommersaison, die Wasserwacht und Naturpark-Ranger befanden sich in der Winterpause. Parceval war, wenn er nicht irgendwo anlegte, um sich zu verproviantieren, vollkommen allein gewesen.

So allein, wie er es seit seiner Flucht niemals gewesen war. Da hatte er immer Kontakt zu Ksenia Orian halten können, wenn auch kompliziert über billige Wegwerfhandys und nach kurzer Zeit entsorgten SIM-Karten. Doch Ksenias Warnungen waren unmissverständlich gewesen: Wenn er die gängige Telekommunikationsinfrastruktur benutzte, konnte man ihn orten und aufspüren, auch auf dem Wasser. Deshalb durfte er sein Handy nur dann benutzen, wenn er im Empfangsbereich irgendeiner ungeschützten WLAN-Blase war – im Empfangsbereich einer Kommune, die öffentliches WLAN zur Verfügung stellte, in Geschäften oder in der Nähe ahnungsloser Nutzer, die ihr WLAN nicht passwortgeschützt hatten. Von Ersteren gab es jedoch lediglich in den wohlhabenden Urlaubsgebieten an der Küste welche (und nicht viele), Zweitere vermied er, so gut er nur konnte, und von den dritten existierten nur noch wenige, den ewigen Mahnungen von Polizei und Telekommunikationsanbietern sei Dank.

Verpflegt hatte Parceval sich in dieser Zeit frugal. Aus Hamburg war er mit etwas über tausend Euro

Bargeld weggegangen; der Rest stammte aus diversen Beutezügen gegen Drogendealer und andere Kriminelle, die er überfallen hatte, bevor er nach Hamburg gekommen war. Ksenia gegenüber hatte er angegeben, über genügend Geld zu verfügen. Er hatte nicht gewollt, dass sie, die ihn schon in Hamburg finanziert und das Boot für ihn aufgetrieben hatte, sich noch weiter für ihn aus dem Fenster lehnte.

Jedenfalls hatte Parceval mit dem Geld auskommen müssen, das er noch besaß, als er in Rostock angekommen war. Er hatte gedacht, tausend Euro würden eine Weile reichen für einen einzelnen Mann ohne große Ansprüche, der keine Miete zahlen musste und dem keine Kosten für Strom, Brauchwasser und Telekommunikation entstanden. Doch nun, nach drei Monaten, war er schlauer.

Er hatte es nie gewagt, in irgendwelchen Billig-Discountern einzukaufen aus Furcht, erkannt zu werden. Seine Strategie war gewesen, spätnachmittags irgendwo in einem unbedeutenden Hafen anzulegen und in einem kleinen Lebensmittelladen kurz vor Ladenschluss einzukaufen, sodass der Mann oder die Frau hinter der Kasse eher an den Feierabend dachten, als ihren Kunden genauer zu betrachten. Entsprechend teurer waren die Einkäufe ausgefallen, entsprechend stark war seine Barschaft daher zusammengeschrumpft. Und entsprechend neu hatte er planen müssen, als er bei der Ankunft im Hafen von Rostock im WLAN-Empfangsbereich einer Hafenbar sein Handy angeschaltet und die WhatsApp-Nach-

richt gelesen hatte, die schon seit Tagen auf ihn gewartet hatte.

Der Rostocker Hafen war Parcevals bevorzugter Anlaufpunkt geworden. Er war groß und unübersichtlich genug, dass das Boot nicht auffiel, er bot Möglichkeiten für Parcevals besondere Einkaufsstrategie, und er befand sich in dem wackligen Equilibrium zwischen wirtschaftlichem Aufschwung und hoffnungslosem Verfall, sodass jeder, der dort zu tun hatte, sich um sich selbst und seine Arbeit kümmerte und Leute, die er nicht kannte, auch nicht weiter beachtete. Und es gab ein paar Örtlichkeiten, an denen er sich unerkannt ins WLAN einloggen konnte.

Er hatte diese Gelegenheiten nicht dazu genutzt, Ksenia zu kontaktieren. Die Gefahr war einfach zu groß, dass die Polizei sie und ihre Firma nach den Vorkommnissen in Hamburg überwachte. Sie hatte nicht verhindern können, dass ihre gleichzeitige Anwesenheit mit Parceval in der Hansestadt offenkundig wurde. Über ihre frühere Verbindung zu Parceval wussten die Behörden ohnehin Bescheid. Zwar war die einzige Spur, die sie hinterlassen hatte, die Buchung eines Appartements auf den Namen ihrer Firma gewesen; doch auch die dümmsten Fahnder würden zumindest nicht ausschließen, dass sie möglicherweise in die Geschichte in der Elbphilharmonie mit verwickelt war, die Parceval seine Anonymität gekostet hatte – und sie beide beinahe das Leben.

Bei jedem elektronischen Kontakt mit der Welt hatte Parceval gehofft, eine Nachricht von Ustad Lahauri

zu erhalten und über ihn ein Lebenszeichen seiner Schwester. Ustad war in Afghanistan einer von Parcevals ersten Polizeischülern gewesen und hatte danach außerhalb der afghanischen Vollzugsbehörden Karriere gemacht. Auch er war in die Ereignisse in Hamburg involviert gewesen und hatte dabei – ohne seine direkte Schuld, aber trotzdem – keine allzu gute Figur gemacht. Er hatte seinen Chef, den Provinzgouverneur, nicht schützen können und seine Identität dafür hergeben müssen, einem Terroristen ein willkommenes Alias zu verschaffen. Parceval hoffte, dass Ustad seinen Namen wieder hatte reinwaschen können.

Als er nun die Nachricht auf seinem Handy las, hatte er den Eindruck, dass Ustad das tatsächlich gelungen war. Der Provinzgouverneur hatte Ustads Bitte, sein Gewicht bei den Erkundigungen über Birgit und Miray in die Waagschale zu werden, offenbar gnädig erhört. Was Parceval und seinen begrenzten Mitteln nicht gelungen war, hatte der Einfluss eines Politikers vermocht. Es gab zum ersten Mal belastbare Hinweise auf den Aufenthaltsort von Parcevals Schwester und Nichte.

Parceval hatte sofort an Ustad zurückgetextet, über das WLAN der Hafensbar, in der Kälte außerhalb der Bar stehend, halb versteckt zwischen den Mülltonnen und den leeren Alu-Getränkefässern. Ustad hatte sofort geantwortet, mit einem längeren Text voller Anweisungen, Adressen und Uhrzeiten und der unmissverständlichen Erleichterung darüber, dass Parceval endlich antwortete. Offensichtlich standen Ustad

oder der Kontakt, den Gouverneur Majib ihm vermittelt hatte, unter Zeitdruck.

Parceval sagte sein Kommen zu, bedankte sich und textete danach Ksenia. Auch sie meldete sich innerhalb weniger Augenblicke, obwohl es mitten in der Nacht war. Ihre Antwort fiel kurz aus.

Leg die SIM-Karte ein. Ich ruf dich in drei Minuten an.

Parceval fummelte mit kalten Fingern die Karte in das Handy und schaltete es wieder ein. Er spähte auf den Ladebalken des Akkus: mehr als halb voll. Kein Problem. Mit dem Daumen über der Annahmetaste auf der primitiven Tastatur des billigen Handys wartete er auf Ksenias Rückruf und zählte im Geist die Sekunden mit.

Ksenias Anruf kam pünktlich. »Ahoi, Matrose.«

»Ist die Leitung sicher?«, fragte Parceval.

»Ja. Ich nehme an, die haben das Interesse an mir wieder verloren. Aber ich habe trotzdem alle Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Wir haben ein paar Minuten Zeit.«

Die Stimme der Deutschrussin war so gelassen wie immer. Keine Spur von Wiedersehensfreude oder Befangenheit darüber, dass sie ihn in Hamburg einfach hatte stehen lassen, als die Stimmung zwischen ihnen plötzlich eine andere Ebene erreicht hatte.

Seit sie sich in Afghanistan über ihre Arbeit kennengelernt hatten – beide als Ausbilder der örtlichen Polizeikräfte im Rahmen des German Police Project Teams –, waren sie Vorgesetzter und Unter-

gebene, Kollege und Kollegin, Freunde gewesen. In all der Zeit hatten sie sich nie eingestanden, dass da Raum für mehr existierte. Sie hatten in ihrer Freizeit tagelange Wanderungen in den Bergen nahe Kunduz' unternommen, hatten unter freiem Himmel kampiert und den unfassbar weiten afghanischen Sternenhimmel betrachtet; jeder in seinem eigenen Schlafsack und einander so nahe, dass sie sich jederzeit hätten berühren können, ohne sich jemals zu berühren. So nahe, dass sie es nie für nötig gehalten hatten, einander das Herz auszuschütten oder ihre vergangenen Fehler und Triumphe auszubreiten, weil sie sich ohnehin näher waren, als es alle Beichten und Erklärungen hätten vollbringen können.

So nahe, dass sie nie gesehen hatten, *wie* nahe.

Bis die Ereignisse in Hamburg ihnen die Augen geöffnet hatten. Und Ksenia die Flucht ergriffen hatte. Parceval nahm es ihr nicht übel. Sie war ihm damit lediglich zugekommen.

Parceval stellte sie sich vor, wie sie das Telefon ans Ohr hielt. Saß sie noch an ihrem Schreibtisch oder war sie zu Hause? Wie würde ihr Zuhause aussehen? So nüchtern und klassisch-kühl, wie er sich ihr Büro ausmalte? Er sah sie vor sich, sah die Kerben um ihre Mundwinkel, die ihrem von Weitem jugendlich-hübschen Gesicht ihr tatsächliches Alter verliehen, sah das feine, nur aus der Nähe sichtbare Narbengeflecht auf ihrer linken Wange, das kurioserweise aus einem hübschen ein faszinierend schönes Antlitz machte.

»Was hältst du von Ustads Nachricht?«, fragte Parceval.

»Bist du sicher, dass sie von ihm ist?«, fragte Ksenia zurück.

»Achtundneunzig Prozent«, sagte Parceval.

»Und die restlichen zwei Prozent?«

»Bestehen aus der Möglichkeit, dass es ein chinesischer Hacker ist, der Ustads Account geknackt hat.«

»Die Chinesen interessieren sich nicht für Ustad Lahauri.«

»Deshalb sind's auch nur zwei Prozent.«

»Also gut«, sagte Ksenia. »Wollen mal sehen, was wir rausfinden können über seinen Kontakt.«

Parceval hörte das Klickern ihrer Tastatur. Es hörte sich übers Telefon an wie das Prasseln von Hagelkörnern auf felsigen Boden. In den afghanischen Bergen waren manchmal Hagelschauer über die Stelle gezogen, an der Parceval und Ksenia kampiert hatten. Wenn die Schauer weitergezogen waren, war oft die Sonne wieder hervorgekommen und hatte die Wolken indigoblau und das Land darunter golden gefärbt und einen unfassbar intensiven Regenbogen hervorgezaubert, der Himmel und Erde miteinander verband.

»Hm«, sagte Ksenia.

»Was ist?«

»Der Transportunternehmer, den Ustad aufgetan hat, dieser Martin Gerhardt... Ich kann keinerlei illegale Aktivitäten im Zusammenhang mit seinem Namen oder seiner Firma entdecken.«

»Das ist doch gut, oder?«

»Wenn ich recherchiere«, sagte Ksenia, »finde ich über jeden irgendwas Illegales heraus. Selbst über den lieben Gott.«

»Und das heißt ...?«

»Dass Gerhardts seine Internetpräsenz ständig von Spezialisten reinigen lässt. Von Leuten, die fast so gut sind wie ich.«

»Oder von chinesischen Hackern?«

»Du willst doch nicht ernsthaft andeuten, dass chinesische Hacker mir irgendwie das Wasser reichen könnten?«

»Also ist Martin Gerhardts an der Oberfläche sauber?«, fragte Parceval.

»So sauber, dass er auf jeden Fall Unmengen von Dreck am Stecken hat.«

»Wieso will er sich mit mir in Leipzig treffen? Lebt er dort, oder ist dort seine Firma?«

»Nein, er kommt aus Berlin. Die eigentliche Frage ist aber, wieso er sich überhaupt mit dir treffen möchte, anstatt seine Informationen einfach über Ustad an dich weiterzugeben.«

»Weil er was von mir will«, sagte Parceval.

»Und das heißt, dass Ustad ihm gegenüber aufgedeckt hat, wer tatsächlich an die Angaben über Birgits und Mirays Aufenthaltsort will. Wenn ich Ustad wiedersehen sollte, bringe ich ihn eigenhändig um.«

»Ich nehme an, er konnte nicht anders, als mein Inkognito aufzudecken. Ustad ist vertrauenswürdig,

Ksenia. Er ist unser Freund. Er hätte es nicht getan, wenn es gefährlich für mich gewesen wäre.«

»Bete zu Gott, aber hör nicht auf, zur Küste zu rudern«, sagte Ksenia.

»Ist das ein russisches Sprichwort?«

»Ja«, sagte Ksenia.

»Und es bedeutet: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser?«

»Das ist auch ein russisches Sprichwort.«

»Ich liebe den tief verwurzelten russischen Optimismus.«

»Was wirst du jetzt tun?«

»Der Einladung folgen«, sagte Parceval. »Hast du geglaubt, dass wir über saubere, offizielle Kanäle an die Informationen kommen, nur weil jemand dort unten plötzlich Gewissenbisse hat, welches Unrecht an Birgit und Miray verübt wurde? Ich nicht.«

»Ich liebe *deinen* tief verwurzelten Optimismus.«

»Was wirst du tun?«

»Weiter über Martin Gerhardt recherchieren, wenn ich dich schon nicht aufhalten kann, auch wenn ich es gerne würde.«

»Bisher hast du in solchen Situationen immer gesagt, ich sei verrückt.«

»Das hebe ich mir für später auf. Die Gelegenheit kommt bestimmt.«

»Danke, dass du immer für mich da bist.«

»Ich sende dir in der nächsten halben Stunde eine Nachricht mit allem, was ich über Gerhardt herausbekommen habe. Vergiss nicht, die SIM-Karte danach

wieder aus dem Handy zu nehmen. Ich will gar nicht wissen, wo du jetzt bist, aber – brauchst du irgendwas, um nach Leipzig zu kommen? Geld? Ein Fahrzeug?«

»Nein«, sagte Parceval, dann verabschiedete er sich und machte sich auf, ein paar Drogendealer zu überfallen.

3

Parcevals erster Weg mit dem erbeuteten Toyota Celta führte zurück zum Rostocker Hafen. Er parkte vor dem schäbigen Gebäude einer Reederei, die ihm bei einem früheren Besuch aufgefallen war. Der Untertitel unter dem Firmennamen, der auf die Außenmauer gepinselt war und dessen Farbe großflächig abplatzte, wies darauf hin, dass sich das Unternehmen auf das Abschleppen von havarierten Schiffen spezialisiert hatte.

Das Unternehmen war so klein, dass es sich nicht einmal einen Zaun um sein Grundstück leistete. Der Parkplatz davor war quasi öffentliche Fläche, aber so weit von allen anderen Örtlichkeiten im Hafen entfernt, dass er mit Sicherheit doch nur von den Mitarbeitern benutzt wurde. Die Autos, die Parceval unterm Tags davor parken gesehen hatte, waren alte Rostlauben gewesen. Was immer man als Mitarbeiter dieser Reederei verdiente, es war nicht genug. Parceval hatte jedoch auch einen Wagen ausgemacht, der sich unter den anderen ausnahm wie ein Löwe neben ein paar zerrupften Hyänen: ein Audi R8 GT

Spyder, von dem das Basismodell schon knapp hundertfünfzigtausend Euro kostete. Mindestens ein Mitarbeiter des Unternehmens verdiente also doch ganz anständig. Entweder war es der Chef, und er verdiente etwas nebenbei mit irgendwelchen illegalen Aktivitäten, oder es war der Rechtsanwalt der Firma, der die illegalen Aktivitäten des Chefs glattzubügeln versuchte. Wie auch immer, Parceval ging davon aus, dass die Arbeitszeiten des Audi-Besitzers nicht denen der restlichen Belegschaft ähnelten, und er hatte recht. Das flache, kantige Coupe stand einsam und allein vor dem Gebäude, in dem die Fenster eines Eckbüros beleuchtet waren.

Der Audi besaß auf jeden Fall eine Diebstahlsicherung. Aber die würde sich nicht auf die Nummernschilder erstrecken. Vorsichtig, um nicht doch irgendeinen Alarm auszulösen, und bewaffnet mit einem Schraubenzieher aus dem Kofferraum des Celica tauschte Parceval die Nummernschilder seines Beutefahrzeugs mit denen des Audi. Finn hatte auf seine Muskelkarre geachtet; die Nummernschilder waren blitzblank und ohne Dellen und fielen an dem Audi überhaupt nicht auf. Parceval ging davon aus, dass sie dem Besitzer des Audi erst auffallen würden, wenn er bei einer eventuell ausgelösten Großfahndung nach dem Celica und seinem bewaffneten Fahrer aus dem Verkehr gezogen wurde. Wer schaute schon auf seine eigenen Nummernschilder, bevor er in den Wagen stieg? Die Polizei wiederum würde sich zwar wundern, dass die gesuchten Nummernschilder nicht an

einem Celica prangten, aber sie würde auf jeden Fall auf sie anspringen und den Audi anhalten. Bis das passierte und die daraus entstehenden Verwicklungen geklärt waren, war Parceval längst in Leipzig angekommen und hatte den Celica irgendwo abgestellt, mit dem Schlüssel im Zündschloss.

Finn hatte keine Straßenkarten in seinem Fahrzeug. Niemand, der ein Handy besaß, brauchte heutzutage noch welche, wenn er überhaupt sein Handy für die Orientierung bemühen musste, weil die meisten Fahrzeuge mittlerweile mit Navigationseinrichtungen versehen waren. Der Celica war zu alt dafür, und so, wie Finn ihn getuned hatte, war er kein Auto, um damit von A nach B zu kommen, sondern um in seinen Kreisen damit anzugeben und zu zeigen, wer man war.

Sein eigenes Handy konnte Parceval für die Navigation nicht verwenden, aber wie schwer war es schon, von Rostock nach Leipzig zu finden? In Richtung Südosten, nach Berlin, dann in Richtung Südwesten, nach Leipzig. Die Strecke würde entsprechend ausgeschildert sein. Wie weit mochte es sein? Parceval schätzte die Entfernung auf maximal vierhundert Kilometer. Drei bis vier Stunden Fahrzeit. Er würde zwischen vier und fünf Uhr morgens in Leipzig ankommen. Ustad hatte als Treffpunkt die Messehallen außerhalb der Stadt angegeben und als Uhrzeit zehn Uhr vormittags. Parceval sah kein Problem, die Vereinbarung einzuhalten.

Der Benzintank war zu drei Vierteln leer. Irgendwo

auf der Strecke würde er tanken müssen, aber wenn er es an einer Zapfsäule mit Selbstbezahlung tat, war die Gefahr, erkannt zu werden, verschwindend gering. Die Sicherheitskameras würden ihn aufnehmen, aber er hatte gelernt, sein Gesicht unauffällig abzuwenden. Und wenn er vorher noch den Heckspoiler abmontierte, verlor der Celica auch sein auffälligstes Merkmal und war nur unter erschwerten Bedingungen wiederzuerkennen.

Alles in allem rechnete Parceval mit einer ereignislosen, ungefährlichen Fahrt nach Leipzig, die so wenig Spuren hinterließ, dass die Polizei erst nach Tagen daraufkommen würde, wohin der unbekannte Angreifer der Drogendealer das gestohlene Fahrzeug gebracht hatte.

Der Celica besaß ein CD-Laufwerk. Parceval drückte auf den Knopf und erwartete, grobe, heftige Rap-Musik zu hören, die er gleich wieder ausschalten würde. Aber Finns Musikvorliebe war insofern für seine Schicht untypisch, als sie aus moderner Swing- und Jazzmusik bestand: Michael Bubl , Robbie Williams, Gregory Porter, Harry Connick jr. Umschmeichelt von Gregory Porters *Take Me To The Alley* und Michael Bubl s *Call Me Irresponsible* rollte Parceval  ber die Autobahn in Richtung S den.

4

Das Messegelände von Leipzig war so weit von der Stadt entfernt, dass es im Grunde genommen genauso wenig den Namen »Leipziger Messe« verdiente wie der Münchner Flughafen seine Ortsbezeichnung. Die Messehallen waren luftige Glas- und Stahlkonstruktionen inmitten von immens weiten Park-, Grün- und Anfahrtsflächen und umringt von mittelständischem Gewerbe, das entweder mit dem Messebetrieb zu tun hatte oder auf die Adresse und die hervorragende Verkehrsanbindung erpicht gewesen war.

An einem Morgen Mitte März kurz nach fünf Uhr dauerte es noch eine gute Stunde bis zum Sonnenaufgang. Das Gelände lag im Dunkeln, nur die Anfahrtszonen für die Busse und ein paar Verkehrsflächen im zentralen gläsernen Bau waren beleuchtet. Parceval fuhr um die verwaisten Besucherparkplätze vor dem Eingang Ost herum, machte sich mit der Umgebung vertraut und verließ das Messegelände dann wieder in Richtung Norden, zu dem Gewerbegebiet, das dort in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Golfplatz entstanden war. Auch dort befanden sich jede Menge

verwaiste Parkplätze vor dunklen Gebäuden, in denen der Arbeitstag erst noch beginnen musste. Parceval fand einen versteckten Platz neben zwei verschlossenen Containern hinter einem Gebäude, das dem Firmennamen nach einem kleinen Software-Unternehmen gehörte. Er rechnete damit, hier am längsten vor einer unfreiwilligen Entdeckung sicher zu sein; seiner Erfahrung nach waren Software-Ingenieure keine Anhänger der Theorie, wonach Morgenstund Gold im Mund hatte. Auch einer zufälligen Polizeistreife würde er hier kaum auffallen. Es blieb ein Restrisiko, aber es half nichts. Parceval fehlte eine ganze Nacht. Er musste wenigstens zwei Stunden schlafen. Die letzten fünfzig Kilometer bis hierher waren eine Qual gewesen. Am Ende hatte er sich wach gehalten, indem er sich Haare am Unterarm ausgerissen und sich ab und zu selbst Ohrfeigen verpasst hatte. Auch die gewaltsame Demontage des Heckspoilers auf einem Autobahnparkplatz hatte ihn nur für kurze Zeit wach gemacht.

Pünktlich um zehn Uhr bog er von einer Straße namens Seehausener Allee ab auf den Handelsring, der um den nordöstlichen Teil des Messegeländes herumführte und genauso wenig eine komplette Ringstraße war wie der Kurt-Schumacher-Ring in Rostock. Die Abzweigung war der Treffpunkt, den Ustad vereinbart hatte, und da stand er auch und starrte Parceval mit der aufgesetzten Interesselosigkeit eines Mannes entgegen, der auf jemanden wartet und das Fahrzeug, das sich ihm nähert, nicht kennt. Der Afghane gab

sich einen sichtbaren Ruck, als Parceval anhielt und die Scheibe an der Fahrerseite nach unten fuhr. Er eilte um das Heck des Celica herum und stieg auf der Beifahrerseite ein, dann ließ er sich im Beifahrersitz zurücksinken, atmete aus und wandte sich Parceval zu. Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus und erhellte es ähnlich langsam wie der Sonnenaufgang das Firmengelände erhellt hatte, auf dem Parceval versucht hatte zu schlafen.

»Passewah«, sagte Ustad und rief in Parceval die Erinnerung an seinen Schwager und Freund Saïf Hanifi wach, Birgits von den Taliban ermordeten Ehemann. Auch Saïf hatte Parcevals Namen nicht richtig aussprechen können. »Gott ist groß«, fuhr Ustad auf Paschtu fort. »Und er ist gnädig, weil er mich wieder mit dir zusammenführt.«

»Gott ist groß«, bestätigte Parceval. »Es ist von ganzem Herzen schön, dich zu sehen, Ustad.«

Ustad sah großartig aus. Dunkel getönte Haut, exakt geschnittener Vollbart mit ausrasierten Wangen, markante Brauen, strahlend hellblaue Augen in einem Wimpernkranz, der so schwarz war, dass es wirkte, als hätte Ustad Kajal aufgetragen, dichtes, an den Seiten kurz geschnittenes schwarzes Haar. Er trug einen Anzug mit dunklem Stehkragenhemd ohne Krawatte und wirkte fit und voller nervösem Tatendrang. Neben ihm fühlte Parceval sich in seinen zerknitterten Klamotten, die er schon auf dem Boot zu lange getragen hatte, und seinem vom Schlafmangel ebenso zerknitterten Gesicht wie ein Obdachloser.

»Wie geht es dir?«, fragte Ustad.

»So wie ich aussehe«, sagte Parceval.

»Ich hoffe doch nicht«, sagte Ustad und grinste erneut.

»Ustad – falls ich es nachher irgendwie vergessen sollte, lass es mich gleich sagen: Keine Dankbarkeit der Welt reicht aus für das, was du hier für mich tust.«

»Unsinn«, sagte Ustad. »Du hast mehr für mich und die meinen getan, als ich je abgelten könnte.«

Die beiden Männer sahen sich ernst an. Ustad fing als Erster an zu lachen. Er schüttelte den Kopf. »Man kann den Mann aus Afghanistan holen, aber nicht Afghanistan aus dem Mann, stimmt's? Und für dich gilt das Gleiche. Du kannst so steif und würdevoll sein wie ein hundertjähriger Dorfvorsteher.«

»Das liegt daran, dass ich mich fühle wie ein Hundertjähriger.«

»Wenig geschlafen? Wo kommst du jetzt her?«

»Aus Rostock. Ich konnte deine Nachricht nicht eher empfangen und bin sofort aufgebrochen. Ich habe versucht, im Auto eine Mütze voll Schlaf zu bekommen, aber es hat nicht wirklich geklappt.«

»Ist das dein Wagen? Jemand hat deinen Heckspoiler abmontiert.«

»Er gehört Finn.«

»Wer ist Finn?«

»Lange Geschichte. Wie geht es deiner Familie und deinen Freunden? Wie geht es den Afghanen?«

Ustad zuckte mit den Schultern. »Wie es Menschen geht, die von aller Welt im Stich gelassen wurden.

Aber meine Familie ist nicht in unmittelbarer Gefahr durch die neuen Herrscher.«

»Ich schäme mich für das, was da passiert ist.«

»Du bist nicht der Einzige, Passewah. Das erfüllt die Menschen in meinem Land zwar nicht mit Hoffnung, aber wenigstens wissen wir, dass die Mehrheit der einfachen Leute im Westen nicht so feige und gewissenlos ist wie ihre Regierungen. Und Afghanistan ist Verrat gewöhnt – von außen wie von innen.«

»Das macht es nicht besser.«

Ustad zuckte erneut mit den Schultern. Parceval konnte sich vage ausmalen, wie der Afghane sich fühlen musste. Zwanzig Jahre lang hatte der Westen den Kampf gegen den islamistischen Terror nicht zuletzt auf dem Rücken des afghanischen Volks ausgetragen. Zwanzig Jahre lang war der unausgesprochene Deal gewesen, dass die westlichen Regierungen dafür im Gegenzug all das in Afghanistan installieren würden, was für ihre eigenen Völker selbstverständlich war: Demokratie, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung, Freiheit, ein Leben in Sicherheit. Dann hatten die USA beschlossen, dass sich die Investitionen nicht gelohnt hatten, und mit ihnen hatten alle anderen westlichen Regierungen, die sich in Afghanistan engagiert hatten, den Schwanz eingezogen ... und die Bemühungen von zwanzig Jahren, die nicht zuletzt von Männern und Frauen wie Parceval, Ksenia und Ustad Lahauri betrieben worden waren, verpufften innerhalb weniger Tage. Kaum jemals zuvor in der Geschichte hatten politische und wirtschaft-

liche Großmächte derart Schande auf sich geladen wie der Westen bei seinem Abzug aus Afghanistan. Kaum jemals zuvor waren so viele Soldaten, Polizisten, Beamte und Zivilisten so jämmerlich umsonst gestorben wie all diejenigen, die ihr Leben gelassen hatten im Bemühen, dem afghanischen Volk die Freiheit zu schenken.

Ustad verwandelte sein Schulterzucken in eine Geste der Freundschaft und legte Parceval die Hand auf den Arm. »Es gibt keine Zukunft außer der, die man sich selbst schafft«, sagte er. »Lass uns über deine Zukunft reden, Passewah. Und die deiner Schwester und deiner Nichte.«

»Hast du wirklich Informationen über Birgit und Miray?«

»Ja. Und sie sind echt und aktuell.«

»Was macht dich so sicher?«

Ustad seufzte. »Dass es keine guten Nachrichten sind. Keine Sorge – beide sind am Leben, und es geht ihnen gut. Aber die Zeit drängt. Für die beiden – und für uns. Das Chaos in Afghanistan wird noch größer werden, und dann haben wir keine Chance mehr, sie zu befreien. Darf ich dir sagen, wohin du fahren musst?«

»Fahr du. Ich hab keine Fahrerlaubnis. Mein Führerschein wurde eingezogen. Auf der Autobahn und bei Nacht habe ich mir keine großen Gedanken gemacht, aber bei Tag und in der Stadt wäre es mir lieber, wenn einer am Steuer sitzt, der den Lappen vorzeigen kann, wenn uns wirklich die Polizei anhält.«

»Ich werde vorsichtig fahren«, sagte Ustad. »Ich gehe davon aus, dass, wenn uns die Polizei wirklich anhält, für dich der Weg zu Ende ist. Ich bringe dich sicher an den Treffpunkt.«

»Danke«, sagte Parceval und öffnete die Fahrertür. »Dann lass uns mal die Plätze tauschen. Auf der Fahrt kannst du mich einweihen. Ich werde die Augen schließen, aber ich höre jedes Wort.«

5

Ustad hatte Informationen, die über das hinausgingen, was Ksenia in ihrer SMS bezüglich Martin Gerhardt geschrieben hatte. Da Parceval sich nicht vorstellen konnte, dass Ustad über bessere Recherchefähigkeiten verfügte als Ksenia, musste er eine andere Quelle haben, aus der sein Wissen stammte. Parceval nahm an, dass es Gerhardt selbst war. Wie erwartet, hatte Ustad dem Mann auf den Zahn gefühlt, bevor er das Risiko eingegangen war, Parceval ins Spiel zu bringen.

Martin Gerhardt war 1939 geboren. Das Ende des Zweiten Weltkriegs hatte er als Sechsjähriger in seiner total zerstörten Heimatstadt Berlin miterlebt. Die Rosinenbomber der Berliner Luftbrücke waren über seine Köpfe und die seiner Freunde hinweggeflogen. Er lebte im sowjetisch besetzten Teil der Stadt. Er trat in die SED ein, ohne sich aber politisch hervorzutun. Stattdessen nutzte er seine Parteikontakte, um ein Transportunternehmen aufzubauen, das mit Fahrrädern und Packtieren begann und schließlich, beim Zusammenbruch der Deutschen Demokratischen Republik, über eine Flotte aus schweren Lastwagen und

drei Tupolew TU-204 verfügte. Gerhardts hervorragende Kontakte in die Sowjetunion verwandelten sich in der Folge in ebenso hervorragende Kontakte zur Russischen Föderation. Aus den TU-204 wurden Boeing 737, aus der *Gerhardt Fracht- & Luftfracht KG* die *MG International Cargo Ltd.*, die sowjetischen Laster wurden durch deutsche ersetzt, über das SED-Parteibuch wurde stillschweigend hinweggesehen, mehrere Anläufe, Gerhardt als Stasi-IM zu diskreditieren, liefen ins Leere, weil sich nirgendwo Beweise dazu fanden und Gerhardt so offen und selbstironisch mit seiner Parteivergangenheit umging, dass jeder davon überzeugt war: Dieser Mann sprach die Wahrheit. Die Firma lief auch im wiedervereinigten Deutschland reibungslos, nicht zu groß, nicht zu klein, nie auf dem Schirm der Öffentlichkeit, aber immer in den Kontaktbüchern von Regionalpolitikern, die einen zuverlässigen, schweigsamen Transporteur für Dinge brauchten, die man anderen Expeditionen nicht anvertrauen wollte. Gerhardt entsorgte Asbest-Abfälle aus öffentlichen Gebäuden, flog abgelaufene Medikamente für karitative Unternehmen nach Afrika, fuhr radioaktiven Müll in umlackierten, strahlungssicheren Containern zu den Sammelstellen, wenn die Demonstranten die eigentlichen Transportwege blockierten, brachte die Kadaver von gekeulten Tieren zu Verbrennungsanlagen oder fuhr das Innenleben von nicht funktionstüchtigen Rüstungs-Neuentwicklungen zwischen geheimen Werkstätten hin und her.

